

Wem gehört die Erinnerung?

*Spannungen, Fragen, Konflikte –
Notizen aus einem Dialog*

Unter der Überführung der mehrspurigen Stadtautobahn von Buenos Aires dröhnt es unaufhörlich, Kleinlaster und Autos donnern über die Köpfe hinweg, der Boden scheint zu vibrieren. Neben dem Bürgersteig und unter den schweren Betonpfeilern, die die Fahrbahn tragen, erstreckt sich eine umzäunte Baugrube, in ihrer Mitte führt ein Metallgerüst in die staubige Tiefe. Hier wird der *Club Atlético* freigelegt, der während der Diktatur neun Monate lang als Kerker im Keller eines Polizeigebäudes diente. Für Andacht ist hier keine Ruhe. Auch verweilen möchte man nicht lange. Zu alledem liegt heute ein übler Geruch in der Luft, auf dem staubigen Areal hinter dem Zaun sind halb aufgerissene Mülltüten verstreut. Allerorten stapeln sich schmutzige Kisten und stinkende Ballen, dazwischen dösen ein paar Jugendliche. Wie einer der *Atletico*-Aktivisten erklärt, wurde ausgerechnet diese Unterführung den *cartoneros*, den Müllsammlern, von der Stadtverwaltung als Sammelstelle zugewiesen. Ein paradoxes Sinnbild, in dem Vergangenheit und Gegenwart sich buchstäblich übereinander legen: Über den Trümmern der Diktatur, die zur Gedenkstätte werden sollen, machen sich die städtischen Armen breit.

Wie sich das Heute mit dem Damals verschränkt, welche Spannungen und Konflikte dabei zum Tragen kommen, ist in Berlin wie auch in Buenos Aires ein weites, komplexes Feld. So ungleich beide Ausprägungen staatsterroristischer

Regime waren – hier der rassistisch begründete Völkermord, dort die selektive Mordlogik der Junta –, so fruchtbar kann dennoch ein Austausch darüber sein: Im Blick auf die andere Realität erweitert sich das Blickfeld, die Optik wird zugleich auf eigene blinde Flecken scharfgestellt, im Idealfall ist es Lernen ohne Belehrung. Eine lose Reihe von Fragen und Überlegungen zu den Konflikten öffentlichen Erinnerns, die sich aus dieser Querkopplung ergeben, seien im Folgenden skizziert.

Wer erinnert sich – und an was?

Hier wie dort sind Erinnerungspolitiken, selbst wenn sie unter offizieller Federführung betrieben werden, immer auch als Strategien des Widerstands zu deuten: gegen Verdrängung, Indifferenz und Glättung von Geschichte. Doch ist Erinnerung dabei keine Wahrheitsinstanz, die nur freigelegt und zum Sprechen gebracht werden muss. So gehe es in Argentinien „nicht einfach um den Kampf zwischen Erinnerung und Vergessen“,¹ wie die argentinische Soziologin Elisabeth Jelin betont, sondern darum, „ein Gedächtnis gegen ein anderes zu setzen“, also um konkurrierende Erinnerungen, die Sinndeutung von Fragmenten und ihre Fügung zu kollektiven und kulturellen Gedächtniserzählungen.² Auch die Gegenseite habe ja ein Gedächtnis, so Jelin, in Chile sei etwa die Pinochet-Stiftung „eine einzige Erinnerungsfabrik“. Wenn Elisabeth Jelin darauf hinweist, dass nachhaltige Erinnerungspolitik ein Produkt von Dialogprozessen zwischen verschiedenen sein und ohne totalitäre Setzungen auskommen sollte, meint das nicht etwa Relativierung historischer Fakten, sondern vielmehr das Bewusstsein ihrer Fragmentiertheit.

- 1 Dieses wie alle folgenden Zitate entstammen Transkripten, die ich während meiner Forschungsrecherche zum Thema metropolitane „Erinnerungskulturen“ (Buenos Aires, Berlin, Mexiko-Stadt) angefertigt habe und die teilweise in dem von mir herausgegebenen Band „Stadt als Labor. Krise und Erinnerung in Berlin und Buenos Aires“ (Berlin, 2006) veröffentlicht sind; einzelne Fragmente sind außerdem den Mitschriften aus der Tagung im Juni 2005 entnommen, die diesem Band zugrunde liegt.
- 2 Auf vertiefende Literatur zum erinnerungstheoretischen Kontext wird in dieser Skizze verzichtet. Verwiesen sei hier lediglich und exemplarisch auf den von Gerald Echterhoff und Martin Saar herausgegebenen Band „Kontexte und Kulturen des Erinnerns“ (Konstanz, 2002); dort findet sich, ausgehend von einer aktualisierten Lektüre des Paradigmas vom „kollektiven Gedächtnis“ von Maurice Halbwachs, eine Reihe instruktiver Aufsätze zur Konstruktion, Komplexität und „Vielstimmigkeit“ von „Erinnerungskollektiven“.

Ein Beispiel ist das Zeugnis der Überlebenden, zweifellos das Fragment, das der Wahrheit über den Schrecken am nächsten kommt – und dennoch, wie der Überlebende Miguel d'Agostino sagt, „eine segmentierte, atomisierte, sogar schizophrene Wahrheit“. Genau 91 Tage wurde der damals Achtzehnjährige im Keller des *Club Atlético* festgehalten. Nach mehrtägiger Folter lebte er dort gefesselt, mit verbundenen Augen, in völliger Ungewissheit. Als er überraschend freigelassen wurde, wog der junge Mann gerade noch 38 Kilo. Tags darauf sei er von Tür zu Tür gezogen, um von dem zu berichten, was er mitbekommen hatte, von denen, die noch lebten, wie auch von denen, die schon ermordet waren. Beliebte waren die Überlebenden nicht, „wir waren Überbringer schlechter Nachrichten“, die zudem der Losung „Wir wollen sie lebend zurück“ (*Aparición con vida*) den Boden zu entziehen drohten. Und schließlich lag in der öffentlichen Wahrnehmung immer jener „Schleier des Verdachts“ über den Freigelassenen, so Elisabeth Jelin, der bis heute nicht ganz gelüftet wurde.

Doch was soll jeweils überhaupt erinnert – also erzählt – werden? In Deutschland, so heißt es von argentinischer Seite häufig, gebe es im Unterschied zu ihrer Heimat wenigstens einen Konsens über den Gegenstand der Erinnerungspolitik. Tatsächlich ist der Völkermord an den europäischen Juden und der Verbrecherstaat der Nationalsozialisten über alle politischen Gräben hinweg unbestritten, Leugnung steht unter Strafe. Doch gilt es zu erinnern, dass diese Einsicht in die institutionalisierte Barbarei und gesellschaftliche Verantwortung erst eine Folge der von den „68ern“ erzwungenen Selbstaufklärung war, also fast 30 Jahre nach dem Ende des Terrors. Es ist zudem, so steht zu befürchten, ein brüchiger Konsens. So schreibt etwa *Der Spiegel* in einer Titelstory über das „Comeback einer Weltstadt“³ allen Ernstes und nahezu beiläufig von der „von den Nazis geschändeten“ Hauptstadt – zurück auf Null also, die Nazis als fremde Besatzermacht. Auch die Fokussierung der Deutschen als Opfer der alliierten Bomben könnte mittelfristig zumindest zu einer Verschiebung im Selbstbild führen.

In Argentinien gibt es bislang, ein Vierteljahrhundert nach der Rückkehr zur Demokratie, noch keine gesellschaftliche Einigung darüber, wie die Geschichte der siebenjährigen Diktatur zu erinnern sei. Das hat mit der lückenhaften Faktenlage zu tun, vor allem aber damit, wie das Geschehen diskursiv verhandelt

3 *Der Spiegel*, Nr. 12 vom 19. 3. 2007.

wird. Zwar ist mittlerweile nicht nur in der Menschenrechtsbewegung, sondern seit der Regierung von Präsident Néstor Kirchner auch regierungsamtlich von „Staatsterrorismus“ die Rede. Weit verbreitet aber scheint, auch über rechtsbürgerliche Kreise hinaus, noch immer die „Theorie der zwei Dämonen“, die die Gewalt von Guerilla und Militärs gleichermaßen schuldhaft und als Wechselwirkung einander gegenüberstellt. Konservative Leitartikler und Politiker bezichtigen die Menschenrechtler regelmäßig des „Sektierertums“, dem linksliberalen ehemaligen Präsidenten warfen sie „Siebzigerjahre-Nostalgie“ vor. Auch steht, wenn auch ohne alle Dämonisierung, von linker Seite eine selbstkritische Aufarbeitung des bewaffneten Kampfes jenseits der „heroischen Erzählung“ aus, wie die Überlebende und Autorin Pilar Calveiro feststellt.⁴

Aber auch die Rede vom staatlichen Terrorismus, die ja eine absolute „Unschuld“ der Opfer impliziert, hat ihre Tücken. Diese „Unschuld“ ist eine zwiespältige Konstruktion – nicht, weil es eine wie auch immer geartete Schuld zuzuweisen gäbe, sondern vielmehr, weil sie den politischen Subjektstatus untergräbt. Elisabeth Jelin unterscheidet in der Aufarbeitung zwei Etappen: die erste Phase um den Prozess gegen die Junta-Kommandeure 1984 sei eher „eine Zeit der Entpolitisierung“ gewesen, in der man sich in den gerade aufkommenden Menschenrechtsdiskurs einschrieb. Danach war es gleichgültig, wer die betreffende Person war und was sie getan hatte, es ging um die Verletzung ihrer existenziellen Menschenrechte. „Das führt zu dem, was Viktimisierung genannt wird: die Eliminierung des Subjekts, das durch das ‚Opfer‘ ersetzt wird“, so Jelin. Lange Zeit hatte sich die Bewegung der Mütter und Großmütter, strategisch absolut opportunistisch, an dieser reinen Menschenrechtslogik orientiert. Erst als Mitte der 1990er-Jahre mit den in H.I.J.O.S. (*Hijos por la Identidad y la Justicia contra el Olvido y el Silencio*) organisierten „Kindern“ die zweite Erinnerungswelle begann, kam es zu einer Politisierung des Gedenkens. Die Söhne und Töchter gruben wieder verstärkt die politischen Motive ihrer Eltern aus, der Massenmord geriet als primär politisch motiviert in den Blick.

Ein Großteil der argentinischen Menschenrechtsbewegung basiert auf familiären Banden: die Mütter der Verschleppten, die *Madres de Plaza de Mayo*,

4 La Capital, 2. Oktober 2005, Buenos Aires. Calveiro, die mit „Poder y Desaparición“ (Buenos Aires, 1998) eine minutiöse Studie der faschistischen Lagerlogik vorgelegt hatte, veröffentlichte mit „Poder y violencia. Una aproximación a la guerrilla de los años 70“ (Buenos Aires, 2005) eine Geschichte der Montoneros und anderer bewaffneter Gruppierungen.

die dort seit 1977 demonstrieren, die organisierten Söhne und Töchter, die Gerechtigkeit für ihre ermordeten Eltern fordern, und die Großmütter (*abuelas*), die ihre entführten und oftmals zwangsadoptierten Enkel suchen.⁵ Es ist also nicht überraschend, dass die Menschenrechtsdiskurse primär auf die Figur der (zerstörten) „Familie“ zurückgreifen, wie es etwa im Motto der Großmütter *Identidad, Familia, Libertad* (Identität, Familie, Freiheit) zum Ausdruck kommt. Diese Figur ist zudem als Kollektivmetapher im nationalen Unterbewusstsein fest verankert, mit der laut Jelin auch die Militärs, mit ihrem Diskurs von der „Nation“ oder der Armee als „Familie“, operiert haben. Als „beunruhigend“ dabei bezeichnet die Soziologin die Tatsache, dass die Menschenrechtsbewegung die Metapher oftmals „auf ihren Wortsinn reduziert“ habe: „Die Legitimität des Sprechens wurde biologisiert“. Diese Biologisierung, bei der die Verwandtschaft ausschließlich auf „Blutsverwandtschaft“ und damit essentialisiert wurde, ist vor allem deshalb problematisch, weil sie eine Wir-Gemeinschaft konstruiert, von der andere tendenziell ausgeschlossen sind: So seien die Zeugnisse nicht blutsverwandter Angehöriger, etwa Lebensgefährten und Ehefrauen, lange Zeit „kaum zu vernehmen gewesen“, und auch die erste Menschenrechtsgruppe, die *Familiares*, die Angehörigen der politischen Gefangenen, spielte neben Müttern und Großmüttern eine untergeordnete Rolle. Ambivalent scheint aus anti-essentialistischer Perspektive auch ein genetisch bestimmter Identitätsbegriff, der die „wahre Identität“ eines Menschen vor allem, wenn nicht gar ausschließlich, aus Blutsbanden ableitet; so ist für die Suche nach den verschwundenen Enkeln die DNA-Analyse ein entscheidendes Instrument.

Dennoch lassen sich aus biologischen keine politischen Identitäten ableiten, eine Weltsicht ist nicht genetisch vererbbar. „Dass das Blut eines Verschwundenen in Deinen Adern fließt, heißt nicht, dass Du selber politisch aktiv werden musst“, sagt Carlos Pisoni, der von seiner Großmutter aufgezogen wurde und sich den H.I.J.O.S. als Achtzehnjähriger anschloss. „Ein *compañero* hat einmal gesagt: die Revolution trägt man nicht im Blut, man sollte nicht mit anderer Leute Bündel und Gewichten durch die Welt laufen.“ Er selbst trage das Bündel seiner politisch aktiven Eltern „voller Stolz“, sagt der junge Mann, aber das solle man „nicht verallgemeinern“.

5 Rund 80 von schätzungsweise 500 konnten bislang identifiziert werden (vgl. www.abuelas.org.ar).

So ist der Begriff der „Familie“ in den Erinnerungslandschaften beider Länder gänzlich unterschiedlich konnotiert. Ging in Deutschland der Riss mitten durch die Familien, als junge Menschen im Zuge der 68er-Revolution ihre potenziellen Täter- oder Mitläufer-Eltern – gesellschaftlich und privat – zur Rede stellten, so sind die Kinder der *Desaparecidos* mit ihren ermordeten Eltern heute vergleichsweise bruchlos identifiziert. Die studentenerregte Generation der Siebzigerjahre, die in Deutschland eine neue Geschichtspolitik und differenzierte Selbstbefragung erst möglich machte, wurde in Argentinien massakriert, vertrieben oder ins innere Exil getrieben.

Wenn es eines aus Deutschland zu lernen gibt, ist es wohl die Erkenntnis, dass jenseits der klaren Gegenüberstellung von identifizierbaren Opfern und Tätern das weite Feld der gesellschaftlichen Schuld liegt. In dieser Grauzone geht es um Mitläufer, Zuschauer und Komplizen, um das Klima, in dem die mörderische Logik der Repression gedeihen konnte. Gemeint sind nicht nur die ökonomischen und politischen Makrostrukturen, die ein Verbrecherregime stützten, sondern gerade auch die Verantwortung des Einzelnen, seine winzigen Entscheidungen im Alltag, Hinsehen oder Wegsehen, Fügen oder Aufbegehren. Im deutschen „Täterland“ widmen sich Erinnerungsprojekte jenseits von Anklage und Gedenken zunehmend dieser Grauzone. „In Berlin habe ich gespürt, wie die ganze Stadt mit Geschichte und Schuld beladen ist“, erzählt Loreto Garín vom Kunstkollektiv etcetera. „Beim Laufen durch die Stadt fühlst du dich verantwortlich für die Geschichte.“ In Argentinien hingegen, so Garín, gebe es eigentlich „keine Schuldgefühle“, Täter wie Opfer seien sehr individualisiert. Inwieweit, so ließe sich aus der deutschen Erfahrung fragen, können „Schuldgefühle“ als gesellschaftliches Erinnerungsdispositiv produktiv gemacht werden? Und, so ließe sich weiter mit Blick auf die politische Geschichte Argentiniens fragen, wieweit gilt es, die klare Unterscheidung zwischen Kämpfern und Kollaborateuren, Helden und Verrätern zu differenzieren?

Zudem wird in Deutschland, wo immer weniger Verantwortliche und Überlebende des Nazi-Terrors am Leben sind und es längst um die Konstitution kultureller Narrative geht, Erinnerung zunehmend abstrahiert und theoretisch reflektiert. Das Konzept der von James E. Young so genannten Gegenmonumente (Jochen Gerz, Horst Hoheisel u. a.) ist in der ethischen und ästhetischen Skepsis gegenüber aller Repräsentation begründet und steht

für die Unmöglichkeit des monumentalen oder gedenkenden Erinnerns. In Argentinien aber sind Täter, Mittäter und Überlebende zumeist noch am Leben, sie erinnern – oder verdrängen – noch eigene Erfahrungen. Da die Toten „verschwunden“ und ihre Mörder bis heute weitgehend straflos geblieben sind, scheint dort das Bedürfnis nach Konkretion und Verkörperung zu überwiegen.

Aufschlussreich ist bei der Frage nach dem *Wer* schließlich die unterschiedliche Identifikation mit Opfern und Tätern. Während in Argentinien die Ermordeten eindeutig als Teil des gesellschaftlichen *Wir* verortet sind, die der eigenen „Familie“ entrissen wurden, erscheinen Befehlshaber und Handlanger der Diktatur oftmals als Fremde, nicht zugehörig zum nationalen Kollektiv. In Deutschland hingegen, wo der Holocaust mit der Zeit zur Folie einer neuen, auch institutionalisierten Identitätsbildung wurde, werde die größte Opfergruppe – so beobachteten argentinische Gesprächspartner – bis heute als das Fremde imaginiert, nicht als Teil des oft schuldbeladenen deutschen *Wir*. „Die Juden sind hier die fernen Anderen“, bemerkte die Menschenrechtsbeauftragte Cecilia Ayerdi bei der Berliner Abschlussdiskussion im Juni 2005. Sie konstatierte bei den Deutschen eine „greifbare Abwesenheit“, die den „Opferstatus“ der ermordeten deutschen Juden noch befestige.

Wie, warum und für wen?

In Buenos Aires, wo stadträumliches Erinnern sich gerade erst zu verankern beginnt, hat die Erinnerung noch keinen festen, „angestammten“ Ort. Der zentrale Erinnerungsort bleibt die *Plaza de Mayo*, auf der die Mütter seit über 30 Jahren ihre *ronda* drehen, ihren „warmen Kreis“, wie Nora Cortiñas einmal sagte, eine Bastion gegen den entsetzlichen Schwebzustand, die eigenen Kinder in den Händen ihrer Mörder und Folterer zu wissen. Andere urbane Erinnerungsprojekte, etwa der 2001 eröffnete Park der Erinnerung (*Parque de la Memoria*), haben längst nicht die Zentralität, die semiotische Dichte und „Wärme“ der *Plaza de Mayo*. So sind und erlaufen die Mütter gewissermaßen ihr eigenes Monument, bleiben dabei in Bewegung, stehen nicht still. Kein anderer öffentlicher Platz auf der Welt dürfte so eindeutig politisch aufgeladen sein, keine andere Erinnerungspraxis derart eindrücklich und „lebendig“ den Widerstand gegen Unrecht „verkörpern“. Die Mütter sind unzweifelhaft die moralischen Siegerinnen der Geschichte. Und doch liegen hierin auch Gefahren.

So empfindet Laura Bonaparte, eine andere Gründermutter, die allwöchentliche *ronda* auf der Plaza zunehmend als ein „Ritual“, als eine Art Ersatzhandlung: „Wir sind immer noch da, weil wir unsere Ziele nicht erreicht haben“, also Aufklärung, Gerichtsurteile gegen die Mörder und nachhaltige Gesetzesreformen zur Eindämmung der Militärmacht. „Wir drehen uns buchstäblich im Kreis“, sagt sie bitter. Zugleich beklagt Bonaparte, dass dieser Kreis der Mütter nichts Bleibendes ist oder hat. Bis auf die aufgemalten Kopftücher gibt es keine materielle Markierung, nichts Symbolisches, „was die reine Konkretion überwinden könnte“. „Wir sagen immer wieder, Señores, wir Mütter wollen auch mal ausruhen. Und wer übernimmt dann die Staffel?“

Tatsächlich hat die immer wiederkehrende Runde der Mütter für den Rest der Gesellschaft auch etwas Entlastendes. An sie wird, als unmittelbar „Betroffene“, die Erinnerung delegiert. Sie verkörpern ganz buchstäblich das Andenken an ihre Kinder, die Trauer, den Zorn, die nicht verheilende Mahnung. Die argentinische Gesellschaft, so sagt Laura Bonaparte, habe „diese Verantwortung bislang nicht wirklich übernommen“. Zudem werden die Körper der Mütter älter und gebrechlich, es stellt sich immer drängender die Frage, wie sich ihre leibhaftige, kommunikative Erinnerung in das Depot des kollektiven und kulturellen Gedächtnisses übersetzen lässt.

Auch der *escrache* durch die organisierten „H.I.J.O.S“, das *Outen* von Tätern und Kollaborateuren an ihren Wohnorten, ist eine mobile Praxis, die sich jeder Fixierung und bislang auch jeder Ritualisierung entzieht. Es geht dabei um öffentliches Sichtbarmachen von Schuld, als symbolische Ächtung und zugleich als Druckmittel für die juristische Ahndung. Doch *escrache* ist nicht nur Anklage, wie Carlos Pisoni sagt, sondern auch Selbstbehauptung und ein „neuer Rahmen“ für den eigenen Schmerz: „Sie haben uns unsere Familien weggerissen, sie haben uns ein ruinöses System aufgezwungen. Und dennoch können wir lachen und singen.“

Aus deutscher Sicht mag es naheliegen, die Lebendigkeit solcher mobiler, temporärer Praktiken gegen die Starrheit fest verankerter Monumente, Gedenkstätten oder Museen zu setzen. An diesen festen Orten wird, so auch der Erinnerungskünstler Horst Hoheisel, Geschichte ja potenziell für alle Zeiten „eingefroren“. Doch zugleich ist, wie Estela Schindel treffend feststellt, vor „falschen Dichotomien“ zu warnen, zwischen fix und mobil, zwischen kühlen und wärmeren Praktiken. Ein eindrückliches Beispiel dafür,

dass Verankern und Verorten nicht notwendig „kaltes“ Versteinern heißen muss, sei eine Arbeit Hoheisels an der Gedenkstätte des ehemaligen Konzentrationslagers Buchenwald: Die Gedenkplatte, die den Apellplatz erinnert, an dem die Gefangenen halbnackt und frierend antreten mussten, ist dauerhaft auf Körperwärme temperiert.

Entscheidender und komplizierter ist die Frage, für wen Erinnerungsarbeit geleistet werden und welche Funktionen sie erfüllen soll. Dabei geht es um sehr verschiedene Dinge: um Trauer, Trost und ehrendes Gedenken – aber auch um das genaue Gegenteil, um Denken, Verstörung und Irritation. Angehörige wollen einen würdevollen Raum mit der Aura eines Gedenkortes, Historiker legen Wert auf erklärende Dokumentation, Pädagogen setzen primär auf didaktische Dispositive, Politiker – je nach Vorzeichen – auf Bestrafung oder Versöhnung, Künstler auf die Heilkraft guter, sich aller semiotischen Eindeutigkeit entziehenden Kunst. All dies sind legitime Anliegen, die dennoch nicht ohne weiteres vereinbar sind.

Im Namen des Staates? Recht und Erinnerung

Erinnerungsarbeit heißt Archäologie, also Graben im übertragenen, aber auch im buchstäblichen Sinne, als leibhaftiges Ausgraben verschütteter, signifikanter Orte. Zwei solcher Grabungsprojekte, die heute beide unter offizieller Federführung stehen, haben als vom Staat unabhängige Bürgerinitiativen begonnen und sich mit Ausdauer und Hartnäckigkeit gegen die anfängliche offizielle Indifferenz behaupten können.

Bei der „Topographie des Terrors“ auf dem Gelände des zerbombten Gestapo-Hauptquartiers waren es politisch bewegte Berliner, die 1985 unter dem Motto „Es darf kein Gras drüber wachsen“ zum ersten Spatenstich ansetzten und den Berliner Senat drängten, sich des Areals anzunehmen und den Gestapo-Keller freizulegen. Dieser ließ dann auch tatsächlich zwei Jahre später, pünktlich zu den 750-Jahr-Feiern der Stadt, auf den Kellerresten die bekannte Dauerausstellung errichten. Dabei sei die Stätte stets als „Denk-Ort, nie als Gedenkstätte“ gedacht, berichtet Angelika Meyer vom Verein „Aktives Museum“, der die Bürgergrabung mitinitiiert hatte – übrigens ohne jeden archäologischen Impetus und als bewusst politische Inszenierung und Provokation. Bislang hat die „Topographie“, die noch heute die Ästhetik einer eingefrorenen Ausgrabungsstätte aufweist, wohl gerade deshalb nichts von ihrer Eindringlichkeit

verloren. Ob sich das mit dem Bau des neuen Dokumentationszentrums auf dem benachbarten Areal ändert, bleibt abzuwarten.⁶

Dass es die Grabungsarbeiten zum *Club Atlético* überhaupt gibt, ist vermutlich Miguel d'Agostino zu verdanken. Schon kurz nach seiner Freilassung hatte er sich auf die Suche nach dem Keller begeben, den er ja nur von innen kannte. Eines Tages stieß er durch reinen Zufall auf das Gebäude. Wegen des Baus der Stadtautobahn war es schon halb abgerissen, das Fundament wurde soeben zugeschüttet. Nach dem Ende der Diktatur trafen sich ehemalige Gefangene des *Atlético*, später kamen Anwohner dazu, die von dem verschütteten Keller gehört hatten. Sie fingen an, den unwirtlichen Ort unter der Autobahn zu beleben, hielten Gedenkfeiern ab, mit Fackeln und improvisierten Denkmälern. Nach Jahren der „Lobbyarbeit“ gab die damals gerade neu gewählte linksliberale Stadtregierung endlich grünes Licht. Im April 2002 begann ein Bagger die Erde aufzureißen.⁷

In Argentinien, so beklagen Aktivisten regelmäßig, sei Erinnerungspolitik bislang „keine Staatspolitik“, sondern immer abhängig vom Engagement Einzelner, von politischen Konjunkturen und von der Haushaltslage. Dennoch hat sich das Verhältnis zum Staat „verändert“, sagt Carlos Pisoni. „Als wir uns 1995 gründeten, waren wir ungeheuer wütend auf den Staat. Wir haben uns nicht mit denen an einen Tisch gesetzt. Heute können wir das tun.“

Bei aller Wichtigkeit des kulturellen Gedächtnisses: Sich an die Diktatur erinnern, das heißt in Argentinien noch immer und vor allem die strafrechtliche Verfolgung ihrer Protagonisten. Solange die Täter und Zeugen noch leben, stellt sich nicht in allererster Linie die Frage nach der Nachwelt. Dass die rechtsstaatliche Ebene überhaupt wieder aktiviert wurde, war für viele ein unerwarteter Prozess. „Was heute passiert, hat uns völlig unvorbereitet erwischt. Wir hätten nie gedacht, dass wir eines Tages den Typ, der meine Eltern gefoltert und ermordet hat, im Knast sehen würden“, sagt Carlos Pisoni. „Und dann sagen sie dir plötzlich, *muchachos*, morgen müsst ihr eure Unterlagen beibringen, um den Prozess zu beginnen.“ Wie viele Prozesse zu welchen Urteilen führen, wird aufmerksam verfolgt werden. Das Recht ist kein primär symbolisches Terrain.

6 Siehe dazu auch den Beitrag von Andreas Nachama in diesem Band.

7 Siehe dazu auch den Beitrag von Miguel d'Agostino in diesem Band.

Nicht wenige Stimmen misstrauen der neuen Rechtsstaatlichkeit und fürchten, dass die offizielle „Vergangenheitsbewältigung“ womöglich dazu dienen könnte, von der Gegenwart abzulenken. „Der offizielle Diskurs besagt, dass wir in Argentinien so zivilisiert sind, dass wir heute nicht mehr foltern“, sagt Diego Sztulwark vom *colectivo situaciones*. „Nehmen wir mal an, dass ein politisch aktiver Mensch heute die Garantie hat, nicht mehr gefoltert zu werden. Aber wie viele junge Leute machen heute Politik? Die zentrale Erfahrung der meisten Jugendlichen ist doch, willkürlich der Gewalt auf den Polizeiwachen ausgesetzt zu sein, und zwar mit Billigung der jeweiligen Verwaltungschefs. Es gibt also eine Blindheit gegenüber den Menschenrechten hier und heute.“ Auch H.I.J.O.S. drängt regelmäßig darauf, die Menschenrechtsfrage nicht auf die siebziger Jahre zu beschränken. Und unter die *Madres de Plaza de Mayo* mischen sich immer wieder *Madres del dolor*, wie sich die Mütter der Opfer von Polizeigewalt, dem berüchtigten *gatillo fácil*, nennen.

Zurück am *Club Atlético*, ein paar Wochen später. Das Areal an der umzäunten Baustelle ist nun mit grünem Maschendraht abgesperrt, der Müll ist weg, die *Cartoneros* offenbar weitergezogen. D’Agostino, der bei der Stadtverwaltung um die Säuberung der Ausgrabungsstätte gebeten hatte, findet auch diese Lösung „etwas absurd“. Das Dilemma wird deutlich: Es geht um Respekt vor einem Ort und seiner Geschichte, die verdreckte Gedenkstätte war in der Tat unerträglich. Zugleich aber kann die Vorstellung eines „sauberen“ Erinnerungsortes nur eine Illusion bleiben. Ohne Erinnerung, so wird zu Recht immer wieder festgestellt, ist Gegenwartsbewältigung nicht zu haben. Doch das gilt auch umgekehrt.